

Ich bin zurück von meiner Reise mit dem Deutschen Mennonitischen Friedenskomitee (DMFK)/ Christian Peacemaker Teams (CPT) nach Lesbos vom 17.-26.Juni 2021. Eine Woche danach treffe ich mich mit meiner besten Freundin, wir sitzen auf ihrer Terrasse im Garten in einem Mainzer Vorort. „Was hast Du erlebt auf Lesbos?“ fragt sie mich. Und ich merke, dass es mir schwerfällt, einen Anfang zu finden, ich will nicht wirr klingen, dafür ist das Thema zu wichtig, aber mir schwirrt noch vieles ungeordnet durch den Kopf. Und ich möchte auch nicht irgendwie moralisierend daherkommen, ich tue ja nicht wirklich etwas, um die Situation dort zu verbessern. Ich habe auch keine Ahnung, wie. Aber ich wollte endlich hinschauen, nicht weiter wegsehen. Aber was habe ich eigentlich gesehen?

Das Meer

Am Tag nach meiner Ankunft in dem wunderbar idyllisch gelegenen Hotel Votsala, direkt am Meer, mit alten knorrigen Olivenbäumen an dem kleinen Hotelstrand, gehe ich morgens schwimmen. Mit mulmigem Gefühl, ich bekomme leicht Angst, wenn ich beim Schwimmen nicht sehen kann, was unter mir ist. Im Wasser denke ich mit Blick auf die türkische Küste im Osten daran, wie viele Menschen hier, in diesem Meer, das hier eher wie ein großer See aussieht, ertrunken sind. Ich versuche, diesen Gedanken abzuschütteln. Ich mache ein paar Züge und merke, dass ich über Seetang schwimme, der meine Beine streift. Ich kann nicht sehen, wo der Seetang endet, ob es hellere Abschnitte mit Sand vor mir gibt. Durch die Brechung des Lichts im Wasser sieht es so aus, als ob der Seetang bis kurz unter die Wasseroberfläche reicht. Ich schwimme schnell zum Steg zurück.



[Foto 1: Meer mit Steg in Votsala]

One happy family (Freitag, 18.06.2021)

Wir besuchen unsere erste NGO (Non-Government Organisation), bzw. das von verschiedenen NGOs betriebene Center „One Happy Family“. Was für ein seltsamer Name, denke ich. Wer meint eigentlich ernsthaft, dass Familien glücklich sind? Mir kommt das irgendwie ironisch vor, aber böse, wer Böses denkt.

One Happy Family (OHF) bietet verschiedene Angebote für und von Migranten an einem Ort, einem angemieteten ehemaligen Industriegelände oberhalb des neuen Lagers Mavrouvuni, auch Moria 2.0 genannt. Das Konzept ist, dass Freiwillige zusammen mit Migranten die

verschiedenen Angebote entwickeln und unterhalten, der Fokus ist Empowerment und Selbstwirksamkeit. Es gibt einen großen, selbstgebauten Kinderspielplatz, Repair-Shops für Fahrräder und Autos, eine Holzwerkstatt, einen Garten mit Kreativwerkstatt, einen Computerraum, einen Bibliotheksbus mit Büchern, einen Gratis-Shop für Kleidung und Hygiene-Artikel, psychologische Beratungsangebote, Safe-Space Räume für Frauen, ein Fitnesscenter und Schulräume, in denen Sprach- und Musikunterricht gegeben werden. Ein tolles, rundes Angebot.

Nur wirkt der Ort irgendwie verlassen, ein paar wenige männliche Jugendliche sitzen an den verschiedenen Versammlungsplätzen und schauen in ihre Handys, es gibt hier kostenfreies WLAN. Der Kinderspielplatz ist gesperrt wegen Covid-19. Man sieht nur wenige Frauen und Kinder. India, die Koordinatorin aus Großbritannien, führt uns durch die verschiedenen Teile des Geländes. Sie kam vor drei Jahren hierher: Es war die erste Station einer geplanten Weltreise, aber weiter kam sie nicht. Erst vor einer Woche wurde „One happy Family“ aufgrund der Covid-19-Lockerungen wiedereröffnet. „Wir müssen das alles langsam wiederbeleben“ sagt die 30-jährige und bietet uns Wasser an, es ist ein heißer Tag. Sie wirkt etwas müde. Auch ein junger Afghane mit sympathischem Gesicht und offenzuvorkommenden Auftreten führt uns durch einen Teil der Gebäude.

Er erklärt uns auch das neue Lager, das man vom Dach des Hauptgebäudes gut sehen kann. Es heißt Mavrovouni, wird aber auch Kara Tepe 2 wegen seiner Nähe zum alten Lager Kara Tepe genannt. Oder Moria 2.0, da die Zustände Moria-ähnlich und schlimmer sein sollen. Eine kleine Landzunge im Meer, ein früheres Militärübungsgelände, ein Schießplatz, auf dem man noch Munitionshülsen finden kann. Rechts, in den kleinen Sommerzelten sind Familien untergebracht, meist 7 bis 8 Personen, in den 13 großen Zelten links die unbegleiteten Minderjährigen. Das ist das neue Camp, eine ordentliche Ansammlung von hellen Zelten, direkt am Meer, ohne Bäume, ohne Schatten. Es wird gerade eine 3m hohe Betonmauer um das gesamte Gelände gebaut.



[Foto 2: Mavrovouni von oben]

Ich frage den jungen Mann, wie das Essen im Camp ist, er meint, es sei gut. Jakob, unser Reiseleiter, erzählt, dass in „One Happy family“ früher auch Mittagessen angeboten wurde, für mehrere hundert Menschen. Das würde nun nicht mehr gemacht, da sich die Migranten nicht mehr so frei bewegen könnten wie noch im letzten Jahr. Ich habe den Eindruck, dass wir etwas besichtigen, was früher mal lebendig war, jetzt aber nicht mehr, wie bei einem Besuch

im Museum. Erst später verstehe ich, dass es keinen politischen Willen mehr gibt für solche Angebote, die nicht der politischen Linie der Abschreckung von Migranten entsprechen. Dass NGOs, die 2015 bis 2019 humanitäre Arbeit gemacht haben, nun nicht mehr auf die gleiche Art willkommen sind in Griechenland.

Wer im Camp humanitär arbeiten will, muss eine Art Non-Disclosure-Agreement unterzeichnen, dass sie keine Berichterstattung über die Lage in den Camps machen. NGOs, die das nicht tun, oder außerhalb des Camps Angebote machen, werden von den lokalen Behörden mit allerlei Auflagen bedacht, man macht ihnen das Leben und Arbeiten beschwerlicher. Alle NGOs müssen sich jetzt offiziell registrieren lassen und ein ISO-Zertifizierungsverfahren durchlaufen, das Energie, Zeit und Geld bindet. Ein normaler Vorgang, könnte man meinen. Aber bisher hatte sich die griechische Regierung um solche Dinge wenig gekümmert. Warum jetzt?

Im Frühjahr 2020 brannte das OHF-Schulgebäude. Der Brand wurde vermutlich gelegt. Ob und wer dafür verantwortlich ist, ist bis heute nicht geklärt. Der Fall wird von den örtlichen Behörden nicht wirklich verfolgt. Später erzählt uns das Team von *Aegean Migrant Solidarity*, dass im Frühjahr 2020 eine Art Ausnahmezustand auf Lesbos herrschte: Die griechische Regierung in Athen schickte Polizei und Militär, der Bau eines Detention Centers/„Haftanstalt“ für Migranten irgendwo in den Bergen von Lesbos sollte beginnen. Das wollten die Einwohner von Lesbos nicht, und die politisch rechten und linken Kräfte – es gibt sowohl Kommunisten als auch Faschisten auf der Insel – waren sich aus sehr verschiedenen Gründen in dieser Sache ungewohnt einig und gewaltbereit. Kein Detention Center auf Lesbos! Und sie warfen das Militär hinaus.

Es gab auch gewalttätige Übergriffe auf MitarbeiterInnen von NGOs sowie deren Gebäude und Autos. Denn die vielen verschiedenen Organisationen und freiwilligen Helfer, die in der Hochphase der Flüchtlingskrise hierherkamen, haben sich nicht nur Freunde gemacht. Vertreter der großen humanitären Organisationen wie zum Beispiel der UNHCR kamen zum Beispiel mit dicken SUVs, die die Straßen verstopften, die MitarbeiterInnen stiegen in den teuren Hotels ab. Oder es kamen viele junge Freiwillige, weiße Mitteleuropäer in den Zwanzigern, halfen tagsüber den Migranten, taten Gutes und machten abends Party in den Bars von Mytilini. „Volontouristen“ ist der soziologische Begriff dafür, und mancher Kritiker nannte das Ganze auch schon mal Neo-Kolonialismus. Manche betrieben auch Mission, sprachen mit den traumatisierten Migranten über Jesus und verteilten mit dem Hinweis auf den sonntäglichen Kirchenbesuch Decken.

Verwundert es da wirklich, dass mancher Einheimische meint, dass die NGOs ein wesentlicher Pull-Faktor dafür sind, dass die Migranten kommen, weil sie hier gut versorgt werden und ein besseres Leben haben als ein lokaler Bauer? Das sind natürlich Fake News, aber wer widerlegt sie schon? Auf unseren Taxi-Fahrten zwischen Hotel und Mytilini höre ich öfter solche oder ähnliche Aussagen. Auch ich sage nichts dazu, widerspreche nicht.

Als im März 2020 der erste Covid-19 Lockdown kommt, beruhigt sich die angespannte Lage schlagartig. Die Menschen müssen zu Hause bleiben, auch die Migranten werde in den Camps festgesetzt. Die Ereignisse und Übergriffe von damals sind noch nicht rechtlich aufgearbeitet, das Interesse der lokalen Behörden daran scheint nicht besonders groß. Zu diesen Fällen gehört auch die Brandstiftung am Schulgebäude von „One happy Family“. Jetzt, wo wieder vieles langsam öffnet, hofft Griechenland auf Touristen, der griechische Premier Mitsotakis von der rechts-nationalen Partei Nea Demokratia möchte einen normalen ruhigen Sommer

verbringen. Die NGOs treten nun vorsichtiger auf. Niemand will den wackeligen äußerlichen Frieden gefährden. Auch wir als Reisegruppe bekommen von Jakob eingeschärft, dass wir nur als Touristen hier sind und NGOs so wenig wie möglich erwähnen sollen. Denn die öffentliche Meinung auf Lesbos ist aktuell eher gegen Migranten eingestellt und NGO-kritisch.

Muslimischer Friedhof/ Graveyard of the Unknown (Sonntag, 20.06.2021)

Wir haben für das lange Pfingstwochenende einen Van gemietet und sehen uns verschiedene Dinge auf der Insel an. Ein Ziel ist der Graveyard of the Unknown, irgendwo zwischen Moria und Kalloní. Es dauert eine Weile, bis Jakob den Ort wiedererkennt, das Loch im Weidezaun findet. Durch das Loch kommt man auf eine ungepflegte vertrocknete Wiese zwischen alten Olivenbäumen. Daneben ist eine Weide, auf der ein einsames Pferd steht. Läuft man weiter durch das Gestrüpp, erkennt man Strukturen, die fremd wirken: ein zementiertes Rechteck, mit Hohlblocksteinen markierte Bereiche, Grabhügel, die mit Feldsteinen bedeckt sind, aufrechtstehende Marmorplatten. Dazwischen ist das Gras zum Teil niedergetreten, es ist irgendwie ungeordnet und doch geordnet. Jede Markierung ist ein Grab, manchmal steckt nur eine Holzlatte in der Erde, auf der ein Name und Daten stehen, einfach mit Edding geschrieben. Die Migranten begraben ihre Angehörigen und Freunde hier, obwohl das Camp viele Kilometer entfernt ist. Der genaue Ort soll nicht publik gemacht werden, um die Gräber vor Vandalismus durch die lokalen Nazis zu schützen. Ein jüngeres Grab ist das des zwanzigjährigen Abshir Mohammed Nur aus Somalia, begraben im Februar 2021. Ob er im Camp umgekommen ist, durch Krankheit oder Gewalt? Hatte er Familie, die ihn hier begrub, Freunde, Weggefährten seiner Flucht?



[Foto 4: Grab Abshir Nur]

Jakob führt uns zum hinteren Teil. Im vorderen, jüngeren, irgendwie bebaut wirkenden Bereich stammen die Gräber von 2019, 2020 oder 2021. Weiter hinten, im älteren Teil, sind Grabmale von Kindern, die 2015 ertrunken angespült wurden, von denen man zum Teil die Namen nicht kennt, die hier begraben wurden, weil ein Bauer seine Wiese dafür zur Verfügung gestellt hat. Wir stehen am Grab von drei Monate alten, unbekanntem

Zwillingsmädchen. Auf der kleinen gravierten Marmorplatte steht auf Griechisch „Unbekannt, Zwillingsmädchen, 3 Monate alt, gestorben zw. 31.10. und 22.11.2015“. Daneben eine ähnliche Platte für einen einjährigen Jungen. Die Grabplatten sind von trockenem Gras überwuchert, Disteln wachsen auf den Gräbern.



[Foto 5: Grab Zwillinge]

Dieser Friedhof ist wie ein unausgesprochenes Statement, ein Sinnbild dafür, wie hoch die Wertschätzung für das Leben und das Leid dieser toten Menschen in der EU ist. An den Rand gedrängt, am liebsten versteckt, irgendwo in den Büschen verborgen. Nicht gesehen, aber dennoch da. Etwas, mit dem man irgendwie umgehen muss, aber keinen guten Weg findet.

Life vest graveyard (Sonntag, 20.06.2021)

Wir fahren weiter nach Molivos, eine Stadt an der Nordküste von Lesbos. Ich fahre den gemieteten Opel-Van, wir sind sieben Personen. Der Weg führt auf eine unbefestigte Straße, eine „dirt road“, die weiter nach oben in die Berge führt. Lesbos ist eine recht hügelige, fast bergige Insel, die höchsten Berge im Süden der Insel sind knapp 1000m hoch. Nach ungefähr einem Kilometer kommen wir an einen freieren Platz, in der Mitte steht ein Baum, unter dem ich parke. Drum herum sind rechts und weiter hinten Grundstücke eingezäunt, aber das Gelände dazwischen ist übersichtlich und frei zugänglich, eine Art große Mulde, eine Müllhalde, aber der besonderen Art. Vorherrschend sieht man hier die Farben Orange und Schwarz. Beim Näherkommen erkennt man, dass das Orange von Seenotrettungswesten stammt, das Schwarz von Schlauchbooten. Auch anderer Müll liegt dazwischen. In den Hauptphasen der „Flüchtlingskrise“, wie wir das in Deutschland nennen, kamen ca. 800.000 Menschen über Lesbos in die EU. Sie waren alle mit Rettungswesten ausgestattet, die mehr oder weniger seetauglich waren. Jakob erzählt, dass sie zum Teil mit Gras gefüllt waren und eher das Ertrinken beschleunigten als den Menschen halfen. Hier auf diesem Platz sind die Überreste dieser Überfahrten gesammelt, Rettungswesten und Boote, die die Menschen nach ihrer Ankunft nicht mehr brauchten und zurückließen. Es war irgendwann eine solche Masse, dass Aufräumarbeiten notwendig wurden. Ein seltsamer Geruch geht von dieser meterhohen Masse aus Gummi, Kunstfaser und Sonstigem aus, dass hier in der Sonne nicht wirklich verrotten will. Was ist die Botschaft dieses Ortes? In jeder Weste steckte ein Mensch, jeder Haufen Gummi war ein Boot und ein Weg über das Meer. Wie viele von ihnen haben es geschafft? Und wie kamen sie an der Küste an? Wurden sie versorgt? Woher wussten sie, was

sie nun tun mussten? Wer hat das alles weggeräumt und hierhergebracht? Freiwillige, meint Jakob. Wie muss das für die Menschen von hier gewesen sein? Einem solchen Ansturm von Geflohenen ausgesetzt zu sein? So viele Bedürftige, die tagtäglich über das Meer kommen. Die auf den Straßen nach Mytilini laufen, um sich dort registrieren zu lassen. Ich gebe schließlich auf, mir das vorzustellen zu wollen, ich schaffe es nicht.



[Foto 6: Lifevest Graveyard]

Auf der Rückfahrt fährt Ham, ich habe, etwas entnervt von engen Straßen, Haarnadelkurven und überfahrenen Schlangen, das Steuer des Vans an ihn abgegeben. Wir kommen durch die kommunistische Hochburg von Lesbos, das Bergdorf Mantamados, in dem ein Kampfjet auf dem Platz vor der Kirche steht (?!). Ich denke darüber nach, wie ich mich fühlen würde, wenn durch mein rheinhessisches Dorf täglich Gruppen von Menschen liefen, auf der Durchreise zur nächsten Stadt, um dort Asyl zu beantragen. Wäre ich immer freundlich und würde versuchen zu helfen? Am Anfang sicher, aber auf Dauer, jahrelang? Irgendwann wäre es mir zu viel und ich würde einfach nur wollen, dass es aufhört. Die 80.000 Bewohner von Lesbos haben im Laufe der letzten Jahre ca. 800.000 bis 1 Mio. Menschen auf ihre 1.600 m² große Insel kommen und gehen sehen. Ich kann verstehen, dass viele froh sind, dass die Migrantinnen aus dem öffentlichen Raum nun so gut wie verschwunden sind. Dass die Einwohner ihr Leben und ihre Insel zurückhaben wollen. Aber das war nicht zu Beginn der „Flüchtlingskrise“ so. In den Familien hier gibt es oft eigene Erfahrungen und lebendige Erinnerungen an Ausweisung, Heimatlosigkeit und das damit verbundene Leid. 1922 fand nach dem Krieg zwischen der neuen Türkei und Griechenland ein radikaler, allein auf ethnischer Zugehörigkeit/ Religionszugehörigkeit gegründeter „Bevölkerungsaustausch“ statt, an den im alten Hafen von Mytilini die Statue der „Mother of Asia Minor“ erinnert: Die muslimischen „Griechen“ auf Lesbos mussten in die Türkei auswandern, die griechisch-orthodoxen „Türken“ mussten nach Griechenland bzw. Lesbos auswandern.



[Foto 7: Statue Mother of Asia Minor im alten Hafen von Mytilini]

Viele Menschen haben Urgroßeltern, die am eigenen Leib die Erfahrung von Flucht und Vertreibung gemacht haben, die bis heute in den Familien nachwirken. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in den 1990er Jahren gab es einen weiteren großen Zuzug von Menschen aus Albanien oder anderen Ostblockländern hierher. Die Einwanderer beider Generationen überlebten mehr schlecht als recht durch die Arbeit in den Olivenhainen, sie wurden als Erntehelfer ausgebeutet, in einem Zustand faktischer Rechtlosigkeit, wie es diesen noch immer in vielen Ländern, auch in der EU, gibt. Ein sich ewig wiederholender Kreislauf aus Armut und Ausbeutung. Das Verständnis und die Hilfsbereitschaft gegenüber den flüchtenden Menschen aus den verschiedenen Krisengebieten war dementsprechend groß hier auf Lesbos.

Ende der 1990er Jahre gründete sich die erste Solidaritätsbewegung „Siniparxi-Coexistence and Communication in the Aegean“, die half, da es keine staatliche Hilfe gab. 2012 gründete sich eine weitere Hilfsorganisation, „The Village of All Together“, ab 2016 „Lesvos Solidarity“, die Hilfe für bedürftige Einwohner von Lesbos und flüchtende Menschen aus den Krisengebieten des Nahen Ostens und Afrika anboten. Die Griechen von Lesbos haben lange und ausdauernd für das unmittelbar Nötige gesorgt.

Dabei gab es auch ein Vorbild aus der griechisch-orthodoxen Kirche, den Priester Papa Stratis aus Kalloní, der mit dem Auto über die Insel fuhr und den wandernden Menschen, die zur Registrierung in Mytilini zum Teil bis zu 60 km zu Fuss zurücklegen mussten, eine Möglichkeit sich auszuruhen und zu essen anbot. Der der Meinung war, dass es nicht ausreichte, diese Menschen auf ihrer Reise mit Wasser und Snacks zu versorgen. Sie sollen ihnen richtiges Essen kochen, rief er seine griechischen Mitmenschen auf, die Menschen wirklich begrüßen, ihnen echte Hilfe anbieten. Weil man hier sei, als Mensch, um nützlich für andere zu sein, nicht mehr und nicht weniger.

Nützlich sein, das haben dann viele versucht, auch viele, meist weiße, europäische, junge Freiwillige kamen, mit kleinen oder großen NGOs oder manchmal auf eigene Kappe, um zu helfen. Diese Art zu helfen ist zunächst einfach und klar, das, was unmittelbar gebraucht wird

herbeischaffen, auch wenn es logistisch schwierig zu bewerkstelligen ist: Wasser, Essen, Kleidung, eine Unterkunft. Danach? Wo wollen die Menschen hin, wo wollen sie leben, wie und von was? Lesbos war damals für viele eine Durchgangsstation, auf dem Weg in andere Länder.

Jetzt ist es für viele Migranten ein Ort, an dem sie feststecken, zwischen einer nach rechts rückenden EU, deren Politiker sich bereits über ein System zur Sicherung der EU-Außengrenzen verständigt haben, ob nun aus Überzeugung oder um Wahlen zu gewinnen, und einer taktisch agierenden Türkei. Welche Hoffnungen führen die Menschen hierher? Das Versprechen eines sicheren Auskommens? Freiheit und frei sein von Verfolgung? Ein besseres Leben für sich und für ihre Kinder? Ist das realistisch?

Betrachtet man Migration als historisches und soziologisches Phänomen zeigt sich, dass in der Regel erst die zweite oder dritte Generation „ankommt“ in dem Leben in einem anderen Land. Ist es also ein humaner Akt, wenn man versucht, die Menschen, die ihre Heimatländer verlassen wollen oder müssen, durch Abschreckung und Inhaftierung davon abzuhalten nach Europa zu kommen? Indem man die Hoffnungen erstickt, indem man die Überfahrt nach Griechenland oder Italien so gefährlich und aussichtslos wie möglich macht? Oder haben diese Menschen das Recht, selbst die Wahl zu treffen, das Recht zu sagen: „Ich kenne das Risiko dem ich mich aussetze, aber ich bin bereit, es einzugehen. Weil ich weiß, dort, wo ich herkomme, ist alles schlimmer als das hier, als dieses Schlauchboot und die 12 km bis zur anderen Küste.“ Ich bin mir sicher, dass die Menschen, die mit einem Schlauchboot über diese Meerenge der nördlichen Ägäis in die EU kommen wollen, sehr genau wissen, welche Risiken sie damit eingehen. Es sind keine, die sie abschrecken, da sie in den Ländern, aus denen sie kommen, größeren Risiken ausgesetzt sind, ob diese nun von der EU als sicheres Land anerkannt werden oder nicht. Als Mensch tut man meist nichts ohne guten Grund. Man wägt Möglichkeiten ab, man trifft Entscheidungen, man handelt.

Die verlassenen Camps (Montag, 21.06.2021)

Am Montag wollen wir zu den drei Camps fahren, die bis zum Herbst 2020 für viele Migranten Durchgangsstation auf dem Weg zu anderen Ländern oder unfreiwilliger Daueraufenthaltort waren. Vorher gibt uns Jakob Informationen zu den drei Orten, die wir besuchen werden, denn an sich existiert keines mehr davon. Es wird also eine weitere Spurensuche. Aber irgendwie bin ich auch erleichtert, dass wir in das aktuelle Camp Kara Tepe 2 bzw. Mavrovouni nicht reinkönnen. Die persönliche Begegnung mit den Menschen dort scheue ich irgendwie.

Moria

Moria wurde von den Bundesbehörden Griechenlands betrieben, zunächst als Screeningcenter und Abschiebegefängnis, dann wurde es 2015 als Registrierungs- und Aufnahmelager mit Kapazitäten für 2.800 Menschen ausgebaut. 75% der Finanzierung kamen von der EU, 25% von der griechischen Regierung. Der Name ist an sich der Name des Dorfes Moria. Das Dorf hat ungefähr 1000 Einwohner. In dem ca. 1 km vom Dorf entfernten Camp lebten zeitweise bis zu 22.000 Menschen. Das Camp Moria wucherte schnell aufgrund der Überbelegung über den Stacheldrahtzaun und die Betonmauern des eigentlichen Camps hinaus, es wurde zu einer eigenen Siedlung mit kleinen Shops, Backöfen und Metzgern. Und mit vielen gewalttätigen Übergriffen u.a. auf Frauen und zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen.

Wir fahren Richtung Moria, hinter einer recht scharfen Rechtskurve steht ein Tankwagen, ein Schlauch aus der Betonwand ist an dem Wagen angeschlossen. Als wir unseren Van im nächsten Feldweg geparkt haben und ausgestiegen sind, kommt ein schmaler Mann auf uns zu. Er ist aufgebracht, weil wir dort geparkt haben wo er wohnt. Er sagt, dass ginge nicht, irgendwie wegen seiner Katzen, er habe 45 Katzen – man versteht nicht alles. Er spricht ein wenig Englisch. Und beschwert sich, dass ständig Tankwagen kommen und Wasser abzapfen aus den Wasserleitungen vor Ort. Das Wasser würde in das neue Camp gebracht werden, den Menschen dort ginge es so gut, wenn ich ihn richtig verstehe. Jakob fragt ihn, warum er nicht auch ins Camp ginge. Da wird er noch aufgeregter, meint, „Afghans no good“ und dass sie ihn verprügeln würden. Ham geht zum Van und parkt auf der anderen Straßenseite. Wir gehen weiter, der schmale Mann aus Bangladesh schreit uns hinterher. Wir gehen auf der Straße entlang, vorbei an der hohen Betonmauer um den befestigten Teil des Camps.



[Foto 8 und 9: Graffitis an Mauer von Moria]

Anke, unsere Fotografin ist zurückgeblieben; die Gruppe hat sich schon über das Gelände verteilt, was Jakob nicht gefällt, er ist angespannt. Im inneren Teil, der noch immer mit Stacheldraht und hohen Betonmauern befestigt ist, steht ein Mann in Uniform, als er uns sieht, dreht er sich um und verschwindet. Es gibt scheinbar noch verwertbare Dinge im Inneren des Gebäudes, jedenfalls wird es vom Militär bewacht. Der Gebäudekomplex ist groß, als wir auf einer abzweigenden Straße am Hauptportal vorbeigehen, sieht man links noch die Grundmauern von gleichartigen einzelnen Räumen, das könnte das Abschiebefängnis mit seinen Zellen gewesen sein.



[Foto 10: Moria Camp, die Grundmauern des ehemaligen Abschiebefängnis?]



[Foto 11: Zelt Olive Grove, (Foto von Anke van der Meer)]

In den umliegenden Hügeln kann man nur noch wenige Reste des Feuers vom September 2020 erkennen, verkohlte Bäume und Reste von Zelten. Aber an sich ist nicht mehr viel zu sehen von dem riesigen Lager, das eine eigene Stadt oder eher ein Slum gewesen ist.

Jetzt sehen die Hügel mehr oder weniger normal aus und die festen Gebäude strahlen die Atmosphäre einer Bauruine aus. Die Anwesenheit des Militärs erscheint mir seltsam. Ich verstehe nicht, was es hier noch zu schützen geben sollte. Aber niemand spricht uns an oder hält uns bei unserer „Wanderung“ auf.

Kara Tepe

Kara Tepe 1 wurde von der lokalen Regierung von Lesbos im Oktober 2015 eingerichtet, um vor allem vulnerable Menschen aufzunehmen. Es war ein „besseres“ Lager als Moria, auf einem ehemaligen Verkehrsübungsplatz. Geordnetere Strukturen und mehr Unterstützung als in Moria, verschiedene große und kleinere NGOs waren dort tätig, es galt als „Vorzeigelager“. Auch dieses Camp war eingezäunt und abgeriegelt. Das Kommen und Gehen war stärker reguliert als in Moria, da dort eine Regulierung gar nicht mehr möglich war.

Auch dieses Camp wurde im November 2020 geräumt. Viele der ca. 1.000 Bewohner wurden wahrscheinlich aufs Festland gebracht, aber Genaues weiß man nicht. Wir parken auf dem Parkplatz des zwischen dem neuen und alten Lager gelegenen Lidl und gehen des Rest des Weges zu Fuß. Die Gegend ist eine Art Industriegebiet, gelegen an der Hauptzufahrtsstraße nach Mytilini. In den kleinen Zufahrtswegen zu den verschiedenen Grundstücken stehen Polizeibusse und -autos, vor allem in der Nähe des neuen Camps, aber auch weiter oberhalb. Hinter den Zäunen des ehemaligen Camps sieht man Container. Ansonsten ist nichts zu erkennen, an der Straße wachsen hohe Oleander und Büsche, durch die man nichts erkennen kann. Wir erreichen die Hügelkuppe, dort steht eine Skulptur eines „Rettungsgriffs“, eine von oben kommende Hand, die eine von unten kommende umfasst. Dort ist die Einfahrt zu Kara Tepe 1.



[Foto 12: Unsere Gruppe an der Skulptur am Eingang von Kara Tepe 1]

Tankwagen wie die, die wir in Moria gesehen haben, fahren nun an uns vorbei in das Camp, vorbei am Wachhäuschen mit Schranke. Das Gelände wird bewacht. Wir laufen langsam auf die Schranke zu, eine junge Frau in militärisch wirkender Kleidung kommt uns im flotten Schritt aus dem Wachhäuschen entgegen. Sie fragt dann aber höflich und gut geschult, ob Sie uns helfen könne. Wir geben uns als Touristen aus und dass wir uns für das alte Lager

interessieren würden. Sie fragt, wo wir geparkt hätten. Dann möchte sie wissen, ob es uns auf Lesbos gefällt, wann wir angekommen wären. Wir beantworten brav diese Fragen. Jakob fragt, was mit dem Lager passieren würde, sie meint, dass sie es aktuell räumen und in den nächsten ein bis zwei Monaten damit fertig werden würden. Dann sagt Sybout, der 75-jährige Vater von Anke, dass er im niederländischen Vorstand von SOS Kinderdorf sei und ob er das Schild sehen könne, dass das Camp und die dort aktiven NGOs zeige. Die Frau ist darüber nicht begeistert, aber Sybout ist entschlossen und läuft los.



[Foto 13: Sybout on the move]

Wir schaffen es dank Sybout bis zu dem Schild, als er dann weiterlaufen möchte, kommt von oben ein eindeutig militärisch gekleideter Mann auf ihn zu und die Frau bittet uns, nun zu gehen. Was wir tun.

Pipka

Nach unserem Fast-Besuch von Kara Tepe 1 nehmen wir die Uferstraße vorbei an Mytilini in Richtung Flughafen. Es ist eine schöne Strecke, 20m neben der Straße beginnt das Meer. Wenn man nach links abbiegen und unter einem Baum parken würde, wäre man schon am Strand. Aber wir fahren nach rechts, der Beschilderung eines Tennisplatzes folgend. Dann kommt ein eingezäuntes Grundstück mit Bäumen, das Tor steht auf, wir können einfach reinfahren. Ein längerer Weg, in Regenbogenfarben bemalt, führt zu einem zweistöckigen Gebäude, das einen kleinen Platz begrenzt, dahinter ein Areal mit Überdachung, links geht man eine Treppe hinunter zu einem Spielplatz unter Bäumen, auch zwei Holzhütten stehen da, daneben eine kleine Kirche.



[Foto 14: Spielplatz Pipka]



[Foto 15: Zentraler Platz Pipka]

Wir parken auf dem Platz neben dem Hauptgebäude. Es ist friedlich hier. Auf einem Regal in einer Nische stehen ein paar Dosen Hundefutter. Jemand füttert noch die Tiere. Das Gelände ist ein ehemaliges Feriencamp für Kinder. Es besteht aus dem Haupthaus, einem Sanitärnebengebäude und mehreren Holzhütten, die ca. 20-25 m² groß sind. Lesbos Solidarity hat das Camp für schutz- und hilfsbedürftige Menschen 2012 eingerichtet, es wurde hauptsächlich von ehrenamtlichem Engagement getragen. So beschreibt Lesbos Solidarity Pipka Camp auf seiner Webseite:

Das Pikpa-Lager war wirklich einzigartig als das erste offene Flüchtlingslager in Griechenland. Es war als ein klares politisches Statement gegen die Inhaftierung von Flüchtlingen und Migranten in Griechenland gedacht, die ansonsten die Norm war. Das Pikpa-Camp war ein Plädoyer für die Inklusion und Integration von Flüchtlingen in die lokale Gesellschaft, für eine aktive Beteiligung. Es war und ist ein Ort der gelebten Solidarität. Da das Pikpa-Camp von Griechen geleitet wurde, die alle in Mytilini lebten, war die Gruppe immer schnell und flexibel, um auf die sich ständig ändernden Bedürfnisse zu reagieren. [...] Die Gruppe unterstützte auch Mitglieder der lokalen Gemeinschaft, die unter der Wirtschaftskrise litten, indem sie bedürftigen Familien Lebensmittel und wirtschaftliche Hilfe zur Verfügung stellte. Ab 2015 begann das Pikpa-Lager, die am meisten gefährdeten Flüchtlinge der Insel aufzunehmen. Zu der Zeit, als eine große Anzahl von Booten auf der Insel ankam, versuchte die Gruppe, überall dort zu helfen, wo Hilfe benötigt wurde. Das Pikpa-Lager war ein Durchgangsort, an dem die Menschen von den Booten ankamen, je nach Bedarf eine grundlegende und dringende Unterstützung erhielten und weiterzogen. Das Pikpa-Lager war auch der einzige Ort, der sich um Familien kümmerte, die Angehörige bei Schiffsunglücken verloren hatten, die zu dieser Zeit leider häufig vorkamen. Die Gruppe begleitete solche Menschen und half bei Bedarf bei den Beerdigungsvorbereitungen und dem Identifikationsprozess.

Jetzt bewacht dieses Camp niemand mehr. Es wurde am 31.10.2020 um 6 Uhr morgens durch Polizei und Militär geräumt. Ich gehe durch die noch übrig gebliebenen Holzhütten, hier und da stehen einzelne Möbelstücke, ein Tisch, eine Küchenanrichte. An einer Wand hängt an einem Nagel ein Stoffbuch für Kleinkinder, ein Kinderrucksack liegt auf dem staubigen, aber an sich neuen Holzboden.



[Foto 16: Innenraum Holzhütte]



[Foto 17: Kinderbuch in leerer Hütte]



[Foto 18: Kinderrucksack]

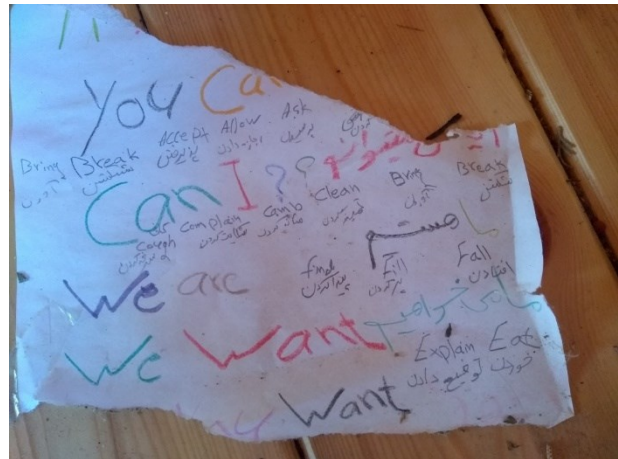


[Foto 19: Graffiti „I love Pipka“]

Mir fallen die professionellen Elektroinstallationen auf, später erzählt uns bei einem Treffen Darek aus Tschechien, der in Pipka aktiv war, dass er gelernter Elektriker sei. In einer Hütte, die wahrscheinlich als Schulraum diente, liegen zerbrochene Buntstifte auf dem Boden, Zettel mit Englisch-Vokabeln.



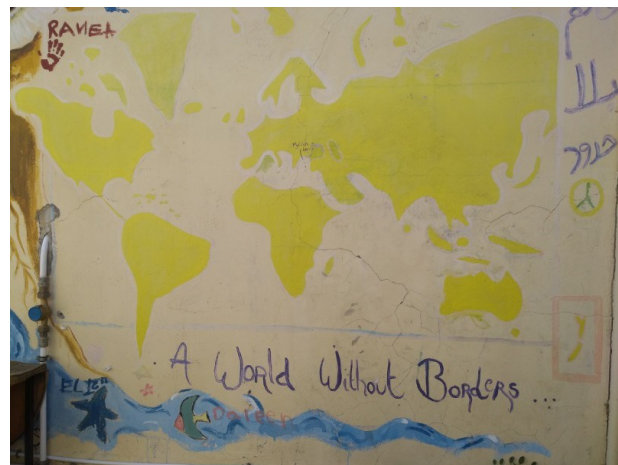
[Foto 20: Buntstifte]



[Foto 21: Zettel mit Englischvokabeln]



[Foto 22: Graffiti Lesbos Solidarity Baum]



[Foto 23: Graffiti „World without borders“]

Man sieht und spürt hier die Überreste von lebendigen Strukturen, von menschlichem Leben, von Solidarität, Fürsorge, Sorgfalt. Die Abwesenheit des Lebendigen und das Verfallen dieser Strukturen zu sehen ist für mich der Tiefpunkt des Tages.



[Foto 24: „Gasse“ in Pipka, Juni 2021]



[Foto 25, 26: Häuser in Pipka 2018, Fotos von facebook-Seite von Lesbos Solidarity]

Treffen mit NGOs 22.-24.06.2021

Denke ich jetzt an unsere zahlreichen Treffen mit AktivistInnen von verschiedenen Organisationen zurück, erinnere ich mich vor allem an Momente in einem lauten, direkt an der Straße im Hafen gelegenen Bistro. Wir trafen Marianne, eine etwa 30-jährige französische Anwältin, die über die „push-backs“ berichtete, die *Legal Centre Lesbos* seit dem letzten Jahr dokumentiert. Ziel ist es, eine Klage beim Europäischen Gerichtshof einzureichen. Sie schildert mehrere Varianten von „push-backs“. Entweder werden Migranten in ihren Booten von der griechischen Küstenwache aufgegriffen, man nimmt ihnen den Motor weg und erzeugt durch dichtes Vorbeifahren an dem manövrierunfähigen Boot Wellen, die es wieder in türkische Gewässer zurücktreiben lässt.

Oder die Menschen haben es schon auf eine griechische Insel geschafft, werden dort von der Polizei oder der paramilitärischen EU-Agentur Frontex aufgegriffen, der Küstenwache übergeben und in „life rafts“ (das ist eine Art Schlauchboot mit Dach drüber, eine schwimmende Insel) auf See wieder ausgesetzt. Oft werden ihnen vorher die Mobiltelefone, Geld und Papiere weggenommen. Offiziell haben sie nie europäischen Boden betreten. Das passiert so und wird regelmäßig von Migranten per Handy-Videos dokumentiert oder persönlich berichtet, falls sie es nach mehreren Anläufen doch geschafft haben, anzukommen, sich vor der Polizei zu verstecken und schließlich registriert zu werden. Dabei sind ihnen

NGOs vor Ort behilflich. Zahlreiche Informationen findet man dazu auf der Webseite von *Aegean Boat Report* oder *Watch the Med-Alarmphone*.

Eine weitere Vorgehensweise gegen Migranten ist die systematische Kriminalisierung und Aburteilung von Migranten als „Schmuggler“ und „Menschenhändler“. Dazu dienen EU-Rechtsgrundlagen, die in den letzten 10 Jahren immer weiter verschärft wurden, um den „Schmuggel“ von Migranten in die EU zu unterbinden. Erreicht ein Boot griechischen Boden, wird eine Person als Führer des Bootes identifiziert und festgenommen, meist ohne Angabe des Grundes für die Festnahme.

Unter Verletzung der Europäischen Menschenrechtskonvention, hier dem Recht auf rechtskonforme Festnahme, werden diese Personen, meist männlichen Geschlechts, überdurchschnittlich lange in griechischen Gefängnissen festgesetzt, ohne Rechtsbeistand gelassen und dann in Scheintribunalen von durchschnittlich 20 Minuten Länge zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt. Die durchschnittlich verhängte Haftstrafe der von *Aegean Migrant Solidarity* (AMS) in ihrem Report „Stigmatisiert, kriminalisiert, inhaftiert“ dokumentierten Fälle ist ca. 50 Jahre. Das alles, die „push-backs“ auf See, die Scheintribunale gegen „Schmuggler“ und die beschleunigten und ausgehöhlten Asylverfahren erscheinen politisch abgesegnet. Die Vorgehensweisen, die von den auf Menschenrechte spezialisierten NGOs wie *Lesvos Legal Centre*, *HIAS* und *AMS* detailliert dokumentiert werden, scheinen den Verantwortlichen in der EU bekannt und werden in Kauf genommen.

Hinter den Euphemismen, dass Europa ein Recht habe, seine Grenzen zu verteidigen und dem sauberen Ausdruck „Border Management“ verbergen sich Menschenrechtsverletzungen in einem Ausmaß, die ich mir nicht habe vorstellen können. Die Europäische Union unterhält Abkommen und unterstützt Staaten wie die Türkei und Libyen finanziell und organisatorisch, um dafür zu sorgen, dass so wenig Menschen wie möglich in unsere privilegierten Länder kommen können. Ob diese Länder die grundlegendsten humanitären Richtlinien befolgen, spielt dabei keine Rolle. Warum auch, an den europäischen Außengrenzen werden sie ja auch nicht befolgt. De facto gibt es kein Recht auf Asyl mehr in der Europäischen Union. Jedenfalls nicht für Menschen aus „unerwünschten“ Regionen der Welt. Man merkt, dass ich empört bin, oder?

Es ist alles ziemlich komplex und undurchsichtig in unserem EU-Rechtsgefüge. Kompliziert und schwer zu vermitteln. Stellen Sie sich einfach vor, dass alles, was Sie Schreckliches von den europäischen Außengrenzen hören, wahr ist. Und dass das von Behörden und Politikern billigend in Kauf genommen wird. Ganz aktuell hat sich der griechische Premier Kyriakos Mitsotakis zu den menschenrechtsverletzenden „push-backs“ so geäußert: *„Ich lehne das Konzept des push-backs ab, als Terminologie lehne ich es ab. Ein solches Konzept, ein solches Wort gibt es in meinem Wortschatz nicht. Aber wenn ein Boot kommt und wir sehen es, von wo es abfährt, haben wir die Pflicht, die türkische Küstenwache zu informieren, ja, wir werden sie informieren. Und wir werden alles in unserer Macht Stehende tun, um sicherzustellen, dass dieses Boot dorthin zurückkehrt, wo es gestartet ist. Das ist es, was wir tun, immer mit dem größten Respekt vor dem menschlichen Leben. Wir sind ein Rechtsstaat. Aber genau das werden wir auch weiterhin tun.“* (Quelle: <https://griechenlandsoli.com/2021/07/07>) Hier wird versucht, medientauglich eine bestehende Praxis, die eindeutig gegen die europäische Menschenrechtskonvention verstößt, aus dem politischen Diskurs zu nehmen, sie unsichtbar zu machen. So wie die ganze Migrationspolitik darauf ausgerichtet ist, Migranten unsichtbar zu machen. In meinen Augen sind die darunterliegenden Strömungen Rassismus und Nationalismus, unsere großen europäischen Baustellen.

Aber ich wollte mehr davon erzählen, was ich bei unseren Treffen gehört habe: von Marianne von *Legal Centre Lesvos*, Darek und Maria von *Lesvos Solidarity*, Christina, Nagehan, Nefeli, Runbir and Ryan von *Aegean Migrant Solidarity*, Alice von *Borderline Europe*, Elena von *HIAS* und Francesco und Helena von *Play, Perform, Learn, Grow*. Die Details der humanitären und Menschenrechtsarbeit kann man auf deren Webseiten besser nachlesen, als ich sie hier wiedergeben könnte. Mein persönlicher Eindruck war, dass viele von ihnen momentan damit beschäftigt sind, den offiziellen Zertifizierungsprozess zu durchlaufen, der plötzlich für diese Organisationen gilt, um sich als ordentliche NGO registrieren zu können, und dass dies sehr viel Energie bindet. Dass alle frustriert sind über die Entwicklungen der letzten 18 Monate, die Einschränkungen durch Covid-19 und wie diese dazu genutzt wurden, um die Situation der Migranten auf der Insel zu verschlechtern.

Aber die meisten suchen und finden bereits wieder Wege, ihre Arbeit fortzusetzen, trotz der Hürden durch EU-Gesetzgebung, EU-Migrationspolitik, Covid-19 und die Schließung der „guten“ Camps. *Lesvos Solidarity* arbeitet jetzt mit akzeptierten Asylbewerbern, die nun nicht weiter vom griechischen Staat unterstützt werden. *Legal Centre Lesvos* und *HIAS* streben Klagen am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte an, *Aegean Migrant Solidarity* wird das Monitoring der Prozesse weiterführen, Todesfälle in den Camps aufgrund schlechter medizinischer Versorgung in den Blick nehmen und die rechts-nationalen Ausschreitungen vom Frühjahr 2020 versuchen aufzuarbeiten. Die Plattform *Play, Perform, Learn, Grow* wechselt auf Online-Angebote, solange eine direkte Zusammenarbeit vor Ort nicht möglich ist. Keiner gibt auf. Hut ab!

Gegen Ende der Reise habe ich keine Angst mehr vor dem Schwimmen im Meer. Ich habe mir einfach eine Taucherbrille im Hotel geliehen. Damit kann ich sehen, was unter mir ist. Ich beobachte die Fische und genieße den Anblick sehr, wie sie am Seetang fressen, wie sie sich gegenseitig von guten Futterstellen wegjagen. Ich treibe auf der Oberfläche, schaue, es ist schön.

Ich habe hingesehen, auf die aktuelle Situation an unserer EU-Außengrenze zwischen Lesbos und der Türkei. Und oberflächlich betrachtet sieht es gar nicht so schlimm aus. Keine Ströme von Menschen, die dringend Hilfe brauchen, keine Boote, die ankommen mit traumatisierten, durstigen und hungrigen Menschen. Man sieht keine humanitäre Katastrophe, alles ist irgendwie gemanagt, es scheint alles normal. Zwar eine Mundschutz-Corona-Abstand-Normalität, doch darüber hinaus scheint nichts Alarmierendes zu geschehen. Aber die Oberfläche täuscht hier. Und darunter liegen Abgründe, die das Leben vieler Menschen zerstören, nicht irgendwo weit weg, sondern hier in Europa. (Claudia Gallé, 13.07.2021)

Links Webseiten NGOs

ohf-lesvos.org/de/willkommen/

siniparxi-epikoinonia.gr

facebook.com/groups/siniparxi

lesvossolidarity.org/en/

aegeanboatreport.com/

alarmphone.org/de/

legalcentrelesvos.org

hias.org

borderline-europe.de

cpt.org/programs/lesvos

pplg.org

Der Bericht über die Verurteilungen der vermeintlichen „Schmuggler“ heißt auf Deutsch „Stigmatisiert, Kriminalisiert, Inhaftiert“ und auf Englisch „Incarcerating the Marginalized“. Download unter: <https://www.dmfk.de/ams-stigmatisiert-kriminalisiert-inhaftiert/>